

*von JanMaas*

Er saß ganz still da und zählte die Schüsse. Nahezu rhythmisch klatschte der Schall über die kalt-nassen, schweren Ackerböden und brach sich an der Häuserwand.

Unvermittelt schloss er die Augen.

Fast wie früher wählte Montiel die Kugeln und Splitter um seine Ohren schießen, die Querschläger Millimeter an sich vorbeizischen und den beißenden Pulverdampf in seiner Nase.

Die feucht-schwere Luft brannte trotz mangelnder der Hitze unglaublich und schien drückend überlegen, so schwer rissen die Erinnerungen ihn und seinen Atem aus der Fassung.

Etwas traf ihn an der Stirn, ließ ihn unwillkürlich zusammen zucken und auf den Boden zustürzen.

Getroffen.

Das musste das Ende sein.

Die wenigen verblieben Atemzüge wollte er nutzen, um die Welt einzusaugen. Das Leben an sich vorbeiziehen lassen, das konnte jeder.

Aber nicht er.

Er war Juan Morales Montiel und sein Leben ließ sich nicht einfach auf einen kleinen Gedankenfilm reduzieren.

Tief sog er die Luft ein. Erdig schmeckte sie. Und so gar nicht nach dichtem Wald nahe des Äquators. Auch der beißende Qualm schien sich verzogen zu haben. Stattdessen schienen Nuancen Düngemittel der Luft eine rümpfende Note zu geben. Verwundert öffnete Montiel die Augen. Gerade noch rechtzeitig um verschwommen den Schemen der glänzenden Fleischfliege zu erahnen, die wenige Augenblicke vorher einen veritablen Blattschuss simuliert hatte. Montiel rückte seine schiefe Nickelbrille zurecht.

Langsam kam er wieder zu sich.

Das war nicht Nicaragua und das war auch nicht der Regenwald. Mitnichten.

Montiel lag mitten im nunmehr nicht mehr ganz so akkurat gepflegten Vorgarten seines Hauses mitten in der Pampa – und zwar mitnichten der Südamerikanischen -, sah aus der

Ferne die bunten Blitze des Feuerwerks den Himmel in ein kurzweiliges Farbenspiel verwandeln und verstohlen rann ihm eine Träne über das Gesicht.

Er wollte so nicht leben. Nicht hier. Es war die größte Einöde, die er jemals gesehen hatte. Nur Wiesen, Weiden und Äcker. Und Bauern. Nichts als Bauern, wohin man auch schaute. Abwechslung sah anders aus. Aber Montiel musste die Form wahren.

Um keinen Preis durfte jemand erfahren, was ihn wirklich hierher getrieben hatte.

Hier her. Mutmaßlich an das Ende der Welt.

Wenn doch, er wäre verloren, zumindest nicht mehr sicher. Es war sicherlich nicht die beste Lösung gewesen, mit der Kriegskasse des gesamten Guerillaverbandes zu flüchten.

Aber der Verlockung war er erlegen und nun musste er damit Leben.

Und mit der Tatsache, dass auch tausende von Kilometern die Angst nicht aus seinen Knochen treiben konnten.

Es war ein wirklich schönes Haus, das er hier bewohnte. Mitten in den Feldern, freistehend, wie so ziemlich alle Häuser im Umkreis von 20 Kilometern. Fremde sah man schon aus einer beachtlichen Entfernung und nicht selten ertappte Montiel sich dabei, wie er sorgenvoll auf die Straße blickte und seine Hände aus dem Nichts ein Luftgewehr zusammenbauten.

Bisher hatten ihn aber noch keine rachsüchtigen Rebellen heimgesucht. Nur seine Nachbarin mit einer vorzüglichen Platte Mettbrötchen mit gekochten Eiern. Wirklich phantastisch. Allein, die Verdauungsstörungen der nächsten Tage hätten jedes Todesschwadron gnadenlos in die Knie gezwungen.

So wie das Feuerwerk der Kirmes im Dorf Montiel in das feuchte Beet seines Vorgartens hatte knicken lassen.

Immer noch ein wenig benommen rappelte er sich auf. Mit weichen Knien stolperte er in Richtung Haustür. Montiel war einfach zu schreckhaft. Erst vor wenigen Tagen war er das erste Mal in einem Supermarkt fast blind vor Angst hinter eine Kühltruhe gehechtet, weil er das Piepen der Barcodeleser für einen Zeitzünder gehalten hatte.

Besser er ging nun zu Bett. Routiniert schloss er die Tür und sämtliche Fenster im gesamten Haus, entsicherte seine Handfeuerwaffe, legte sie behutsam in die Nachttischschublade und war froh, als er endlich im Bett liegen konnte und die immer

noch zittrigen Knie endgültig von ihrer Verantwortung entbunden waren.

Wovon er träumen würde?

Montiel wusste es genau.

Es war Freitag und es war Nacht, Halbmond und überaus behaglich in seinem Bett, was lag da näher als gedankenlos die Träume Sekundenbruchteile nach dem Aufwachen wieder zu vergessen?

Zweifellos würde er etwas Wundervolles träumen. Mit dem Vorsatz, sich ab Morgen etwas mehr mit der Kultur seines Exils auseinander zu setzen, rieb er sich versonnen seine leicht glubschigen Augen, nahm die Brille ab und nickte binnen Sekunden ein in dem ausladenden Bett neben seiner Freundin ein.

Da hatte er sich aber verrechnet.

Anstelle nichts sagender Träume stellte er sich schon während der kurzen Phase des Wegdämmerns die Frage, ob es regnen würde?

Schwer zu sagen.

Wenn, dann würde er mit Sicherheit sauer. Der Regen.

Montiel fragte sich zum ersten Mal besonnen, ob die tief hängenden, besonnten Wolken wohlmöglich am Kühlturm abregnen würden.

Noch reflektierten die matten Kacheln der Aussenverkleidung nur halbherzig das Licht. Vieles davon schluckten sie sogar, zumindest genug um ihn nicht zu blenden. Aber waren sie erst einmal nass, dann waren sie die reinsten Seelenspiegel. Montiel wusste es.

Er hatte Feldforschung betrieben und erst vor wenigen Stunden mit einem moderaten Druck den Kühlturm des stillgelegten Reaktors benässt.

Warum auch nicht.

Außer ihm war ja doch niemand da, der ihn hätte beobachten können. Und selbst er sah sich ja erst in dem kunstvoll gepinkelten Spiegel.

Seinen Freunden jedenfalls hatte er verboten, ihm beim Pinkeln nachzustellen.

Sie waren gehorsam am Zeltplatz im nahe gelegenen Wäldchen geblieben und hatten sich darauf versteift, als Bäume seinem Zelt Schutz zu geben.

Wenn Montiel es sich recht überlegte, waren sie noch gar nicht so lange befreundet.

Genau genommen erst seit dem Moment, in dem er einen seiner Heringe versehentlich in

eine unterirdische Wurzel gestoßen hatte. So kam man sich näher.

Es war wirklich eine phantastische Idee seiner Freundin gewesen, ihn mit dem dezenten Hinweis aus dem Haus zu schmeißen, er möge sich doch verpissen.

Also hatte er sich sein altes Igluzelt vom Dachboden geholt und war in den Wald gezogen. Verschlagen hatte es ihn, genau auf diese Lichtung mit den freundlichen Bäumen.

Montiel machte sich, in Gedanken schwelgend auf, zu seinen neuen Kumpanen.

Etwas Holz wollte er noch sammeln.

Von den stummen, starren Bäumen, die ihm die Gefolgschaft verwehrten. Selbst Schuld. Brennen sollten sie.

Zumindest ihre sterblichen Überreste. Auf dem eigenen Scheiterhaufen.

Je näher er der Lichtung mit seinem Zelt kam, desto eindringlicher wurde der Geruch von frisch gekochtem Essen, mutmaßlich einer Suppe.

Sollte etwa..? Nein, das konnte einfach nicht sein..

War es auch nicht.

Seine Freundin war ihm nicht verzweifelt hinterher gereist und versuchte auch nicht, ihn mit einem Festmahl zu versöhnen. Dafür saßen seine knorrigen Freunde um den Gaskocher herum und blickten ihn verheißungsvoll mit ihren Astlöchern an.

Ehe er sich versah, drückte ihm eine alte Eiche seine Tasse in die Hand und hieß ihn mit einem einladenden Blätterrascheln, Platz zu nehmen.

Behutsam ließ er sich auf einen Baumstamm sacken, der schon volltrunken umgefallen war. Montiel fragte sich ernsthaft, ob er den Whisky nicht genügend unauffällig getarnt hatte.

Aber die Fahne der noch jungen Fichte verriet ihm, dass dem nicht so gewesen zu sein schien.

Etwas mürrisch ob des versoffenen Alkohols und dem damit verbunden, entgangenen Vollrausch, schnupperte er noch einmal an der herrlich duftenden Suppe und nahm behutsam einen Schluck der heißen Brühe.

Etwas weniger behutsam spie er eben jenen wenige Augenblicke später wieder aus.

Das war ja wie verhext.

Nicht nur, dass seine neuen Freunde ihm den Alkohol weg tranken, nein, sie konnten auch nicht kochen.

Unwillkürlich fühlte Montiel sich an seine Freundin erinnert.

Ähnliche Verhaltensmuster waren ihm mehr als geläufig.

Wenn sie jetzt auch nicht mehr mit ihm ins Bett wollten, dann..

“Sagt mal..ich hab ordentlich Tinte auffm Füller.

Meint ihr, ich könnte einen von euch mal in sein Astloch vögeln?“

Verdutzt schauten ihn die Bäume mit ihren dunklen Löchern an..

„Du meinst dann wohl Äugeln?“

„Wenn ihr das Augen nennt, dann ja..“

„Dann komm zu mir“, raunte die alte Eiche „in meinen Löchern nisten doch gerade Amseln mit ihren Küken.

Du könntest sie entlasten. Die kleinen lieben nun mal Samen.“

Montiel war inzwischen puterrot angelaufen und sprang irrlichternd zwischen den Bäumen umher

„Ich bin doch nicht pervers. Und ein Samenspender schon gar nicht.. Na warte, euch werd ich’s zeigen..“

Mit diesen Worten riss er den Gaskocher in die Höhe, sprang auf den, vom Whisky gefällten Baum und zündete seine mit Alkohol getränkten Wurzeln an.

Kichernd tanzte er wie ein Rumpelstilzchen um das Feuer herum. Da sich die Flammen nicht lange bitten ließen, züngelten sie schon bald im ganzen Wäldchen umher und langsam wurde es etwas anstrengend um das immer größer werdende Feuer zu springen. Erschöpft ließ sich Fridolin auf die Wiese vor dem Kühlturm fallen.

Das Knistern des Waldbrandes im Ohr dämmerte er langsam weg und wachte genau so langsam aufklarend wieder auf.

Auf den ersten Blick fiel es ihm schwer einzuordnen wo er überhaupt war.

Kühlturm, Einöde oder doch der Dschungel. Wer vermochte so etwas schon Sekunden nach einem berausenden Traum zu sagen?

Eben.

Je näher Montiel jedoch dem Moment des vollkommen klaren Verstandes rückte, desto

mehr wünschte er sich in den Dschungel oder zumindest in seine Traumwelt zurück. Es war schon ein Kreuz. Früher hatte er den Schlaf gehasst, aus Angst vor nächtlichen Angriffen, aber auch aus lauter Lust auf sein Leben und nun, in Zeiten in denen er nicht um sein Leben zu fürchten brauchte, da half ihm ausgerechnet der Schlaf, besser mit seinem tristen Leben klarzukommen.

Wenn seine Freundin nicht gewesen wäre, Montiel wäre schon längst dem Wahnsinn anheim gefallen. Oder dem Alkohol.

So aber initiierte sie immer und immer wieder kleine Sozialisierungsmaßnahmen.

Gut, die letzte im Supermarkt war gründlich fehlgeschlagen, aber dafür war wenigstens den Ladendetektiven nicht langweilig geworden.

Rausgeschliffen hatten sie ihn und wie in einem schlechten Film im hohen Bogen in ein Gebüsch geworfen.

Die Passanten hatten ihn angestarrt, Montiel sich hilfesuchend nach seiner Freundin umgeschaut und ehe die Sonne in die Verlegenheit kam, auch jemanden ansehen zu müssen, hatte sie sich lieber hinter eine Wolke verzogen.

Heute stand also ein neues Projekt an. Zum Bahnhof sollte es gehen.

Nicht, dass Montiel nicht schon des Öfteren mit einem Zug gefahren wäre,

Aber das „normale“ Verhalten an Bahnsteigen und am Ticketschalter, dass musste er schon noch ein wenig perfektionieren. Ein Dauerzustand konnte das ewige Sozialgephobe jedenfalls nicht bleiben.

Den Weg zum Bahnhof verschlief Montiel dann auch prompt, eine Art Selbstschutz, um nicht vor lauter visuellen Eindrücken schon vor dem eigentlichen Einsatz durchzudrehen. Geplant für heute war eine etwas längere Zugfahrt zu den Eltern seiner Freundin, inklusive halbstündigem Warten auf den Gleisen.

Doch schon der Weg vom Auto in die Bahnhofshalle gestaltete sich überaus schwierig. Bereits nach wenigen Metern schien ein Weiterkommen undenkbar, hatte sich doch seine Schuhsohle mit einem, am Boden klebenden Kaugummi verbunden und dachte im Traum nicht daran, die gerade geschlossene Symbiose wieder auseinander gehen zu lassen.

Im Gegenteil. Hartnäckig pochte die Schuhsohle auf ein längeres Verweilen und ließ sich nur mit Gewalt vom Gegenteil überzeugen.

Einmal in der Bahnhofsvorhalle angekommen, merkte Montiel schnell, weshalb er vielleicht doch besser im Dschungel gestorben wäre, denn mit der Kriegskasse zu türmen. Menschenmassen überholten ihn hastig, eilten auf ihn zu und schienen doch alle nicht die geringste Notiz von ihm zu nehmen. Zumindest rempelten sie in wie einen blinden Rugbyspieler durch die Halle. Wäre seine Freundin hier, Montiel würde ohne zu zögern mit ihr als Polster vorweg durch die Halle laufen. Aber das war nicht Ziel und Plan .

Deswegen nahm er allen Mut zusammen, bahnte sich seinen Weg geschickt ausweichend zum Bahnschalter, kaufte mit dem zerfiselten Schein in seiner Hosentasche ein Ticket und ließ sich in der wogenden Menschenmasse zum Bahnsteig schwemmen.

Es war schon komisch, die Menschen hatten er derart eilig, auf ihr Gleis zu kommen, nur um dann doch auf die sich verspätenden Züge zu warten. Nervös trippelten sie auf und ab und sobald eine Durchsage die neuesten Verspätungen ansagte, konnten sie kaum an sich halten, schnaubten wutentbrannt wie gereizte Stiere. Es war ein Wunder, dass sie nicht auf der roten Gesichter der Umstehenden losstürzten.

Während sich Montiel noch mit dem Gedanken amüsierte, wie der Businesskasper vor ihm animalisch durch die Arena des Bahnsteigs raste, lief langsam sein Zug ein.

Montiel wartete bis alle vor ihm eingestiegen waren und nahm dann vorsichtig und langsam die Stufen aus Eisengitter. Bedächtig setzte er einen Fuß vor den anderen.

In welches Abteil sollte er sich setzen? Zu der Mutter mit den schreienden Kindern?

Den gesetzten Herren, die bierseelig von ihren nächsten Geschäften plauderten?

Oder doch hinter die parfümierten Damen, die sich lauthals schnatternd über alle, alles und jeden echauffierten.

Eigentlich war es egal, solange ihn die Menschen in Ruhe ließen.

Kaum hatte er sich hingesetzt, schwanden ihm die Sinne.

Nicht, dass ihm schwarz vor seinen Glubschaugen geworden wäre. Er stumpfte einfach ab. Glasig wurde sein Blick, als er die Brille wieder aufsetzte. Er spürte, wie sich das kalte Metall an die sachte, pochende Schläfen schmiegte und ihn fröstelte.

Montiel blickte sich mit geschärftem Blick um.

Das Geplapper und das bierseelige Geschwafel waren verstummt und auch die Kinder waren nun merklich ruhiger.

Alles wirkte hohl und stumpf in diesem Abteil.

Hohl waren sie, die doppelt verglasten Scheiben, der Mülleimer, mit Sicherheit die Decke und eventuell auch der Kopf des kontrollierenden Zugbegleiters.

Stumpf waren so ziemlich Kanten und Gegenstände in seinem Abteil.

Er stierte aus dem Fenster, der vorbei fliegenden Landschaft hinterher.

Das Grün und Grau der Wiesen und Ortschaften ward langsam, aber sicher zu einer bläulich-grauen Melange, die zusehends in einem, alles verschluckenden Schwarz aufging.

Montiel hasste es im dunklen Zug zu fahren.

Abgekapselt kam er sich vor. Wie in einer Tauchkapsel mitten in der Tiefsee. Boris kapselte sich zwar gern ab, aber dann doch lieber in Träumen und der Tiefe seines Bettes versinkend. Ohne rhythmisch wiederkehrende Durchsagen, die ihn, einem Defibrillator gleich, in den Puls des Lebens zurückrissen.

„Wenn man diese Stimmen wenigstens ausstellen könnte, die Welt wäre..“

Montiel verwarf den Gedanken und warf noch einen schnellen Blick in die Zeitung.

Nichts von Bedeutung

Er rollte die Zeitung zusammen und blickte aus dem Fenster, bis ein pochender Schmerz von seinem Finger zu ihm durchdrang.

Erstaunt blickte er auf seinen Zeigefinger, der durch eine klaffende Wunde aus der Menge der anderen hervorstach und die Zeitung rot färbte. Hilflos blickte Montiel sich um.

Alles war stumpf .

Die Leute um ihn herum würdigten ihn keines Blickes, nicht einmal das Farbenspiel der Zeitung konnte sie aus ihrer stumpfen Lethargie befreien.

Auch das restliche Interieur war nach wie vor...

Montiel wandte sich wieder seinem unermüdlich pochenden und blutenden Finger zu, der inzwischen die Zeitung so sehr mit Blut getränkt hatte, dass einzelne dicke Tropfen in die Lache auf dem Boden stürzten.

Mit dem nächsten, stärkeren Bremsen durchbrach ein Strom die Oberflächenspannung und raste den Gang hinab, zerschellte an der Tür und sickerte langsam unter ihr hindurch.

„Die arme Putzfrau“, dachte Montiel, steckte sich flugs den Finger in den Mund und

schmeckte das Eisen, das mit seinem Blut aus seinem Finger pulsierte.

Irgendwo musste er eine Mine im Körper haben, anders konnte er sich den Geschmack nicht erklären.

Seinen Flüssigkeitsverlust eindämmend verließ er den mittlerweile zum Stehen gekommenen Zug.

Er schulterte seine Jacke um sie nicht mit dem Blut zu verschandeln und ging die Treppenstufen hinab.

Für einen Moment schien der Boden unter seinen Füßen zu verschwimmen. Der Wind trieb Tränen in seine Augen. Vielleicht schwamm deswegen alles.

Montiel wischte die Tränen und sein Gefühl einfach weg.

Als er vom Hauptbahnhof in eine dunkle Nebenstraße abbog um durch den Tunnel unter den Gleisen abzukürzen hörte er Schritte hinter sich.

Er beschleunigte seinen Schritt um möglichst bald zu den Treppen und somit auch zurück in die erleuchtete Welt zu gelangen.

Sollten sie ihn etwa gefunden haben?

Die Schritte kamen nun nicht mehr ganz so hastig näher - die rettenden Stufen dafür umso schneller. Schon nahm er mit einem Satz die ersten beiden Stufen und bereitete in Gedanken den zweiten Sprung vor als er ins Leere trat. Hart schlug er auf die Stufen auf, die Brille flog ihm von der Nase und sein Finger bohrte sich fast die Backe durchstehend in eben diese.

Verwundert blickte Montiel auf seine Beine.

Ein Fuß war in die Stufe eingesunken. Hektisch ruckelte er mit dem Bein, rutschte aber nur noch tiefer in die Treppe.

Wenigstens waren die Schritte weg.

Dafür stand eine alte Dame neben ihm.

„Junger Freund, was laufen sie denn in Zeitlupe vor mir fort?“

Panisch blickte er sie an.

Mittlerweile war sein gesamter Unterleib in der Stufe versunken. „Und jetzt versinken sie hier auch noch.. Warten sie, ich hole Hilfe!“.

Mit diesen Worten stieg die alte Dame langsam und bedächtig die Stufen hinauf.

Halb flehend, halb sehnsüchtig blickte Montiel ihr nach, während er langsam und ebenfalls bedächtig in der Treppe verschwand.

Es war wie verhext. Oder Treibsand? Oder Beides?

Auf jeden Fall versank er.

Er reckte den Kopf aus der Treppe und legte ihn in den Nacken.

Kein Film über sein Leben lief vor seinem geistigen Auge ab.

Nein, das konnte ja jeder.

Etwas weniger ordinäres wäre gut.

Das letzte, was seine aus der Stufe ragenden Glubschaugen sahen, war ein Regentropfen, der den letzten Rest von ihm in die Treppe drückte.

Danach war Juan Morales Montiel weg. Einfach so.